

<b>Zeitschrift:</b>	Zürcher Taschenbuch
<b>Herausgeber:</b>	Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
<b>Band:</b>	25 (1902)
<b>Artikel:</b>	Pfarrer J.C. Lavater, geschildert von seinem Kollegen und Amtsnachfolger Salomon Hess
<b>Autor:</b>	Hess, P. D.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-984773">https://doi.org/10.5169/seals-984773</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Pfarrer J. C. Lavater,  
geschildert von seinem Kollegen und Amts-  
Nachfolger Salomon Häß.

Mitgetheilt von Pfarrer P. D. Häß (Wytikon).

---

Kollege eines so bedeutenden, hochgefeierten und vielbeseindeten Mannes zu sein, wie es Lavater war, erscheint als keine sehr beneidenswerthe Stellung. Jener mußte naturgemäß sehr in den Hintergrund gedrängt werden und oft das peinliche Gefühl haben, daß er nur eine nebenfächliche Person sei. Wenn er daher über seinen berühmten Amtsbruder Aufzeichnungen macht, so wird man an dieselben eher mit dem Verdachte herantreten, der Schreiber werde in Folge kleinlicher Empfindlichkeit und verletzten Ehrgeizes dem Größern nicht ganz gerecht, als er Urtheile über ihn als voreingenommener Mann zu günstig. Und dies gilt gewiß um so mehr, wenn diese Aufzeichnungen nur für die Familie und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind.

Lavaters Kollege und Amtsnachfolger am St. Peter in Zürich, Salomon Häß, hat solche Aufzeichnungen hinterlassen in einer vier Bände umfassenden vertraulichen Selbstbiographie (bis 1808 reichend), sowie in zwei Bänden Tagebüchern (sämtlich in meinem Besitz). Seite 103 – 115 des ersten Bandes der Selbstbiographie handeln speziell von Lavater; daneben finden sich aber zerstreut noch manche weitere bemerkenswerthe Notizen zur Lebensgeschichte und Charakterisirung desselben.

Vor allen Dingen gedenke ich hier jenen zusammenhängenden Abschnitt wiederzugeben. Demselben sollen aber auch anderweitige zerstreute Neuzeugungen über Lavater beigefügt werden. Aus allem wird hervorgehen, daß dieser auch im täglichen Umgang mit seinem Amtsbruder sich dessen Bewunderung und Hochachtung erworben hat. Dieser bringt Vieles zur Charakteristik Lavaters bei, das um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als Heß ein täglicher und kritischer Beobachter war, von 1790 an als Katechet und Montagsprediger, von 1792 an bis zu Lavaters Tod als Diacon am St. Peter. Und seine Notizen machen um so mehr den Anspruch auf Zuverlässigkeit, als wenigstens seine Selbstbiographie noch die Censur seiner zweiten Gattin Magdalena, geb. Ritt, passirte, welche als eine der vertrauten Freundinnen und freiwilligen Kopistinnen Lavaters eine kompetente Beurtheilerin war. Hin und wieder findet sich eine korrigirende oder ergänzende Bemerkung derselben, und durch Anführung derselben kann die Schilderung an Leben nur gewinnen.

Zunächst noch einige orientirende Bemerkungen über unsern Gewährsmann.

Salomon Heß wurde geboren in Zürich den 11. Februar 1763 als ältestes Kind des Heinrich Heß und der Kleophea, geb. Römer, im Haus zum Glockenspiel am Rennweg. Sein Vater war Uhrmacher, wurde jedoch 1785 vermöge seiner sorgfältigen Bildung und fleißiger Geschichtsstudien als Professor der vaterländischen Geschichte Nachfolger des berühmten Bodmer. Des Vaters einziger jüngerer Bruder war Joh. Jakob Heß, der bekannte biblische Schriftsteller, Diacon am Fraumünster und Antistes der Zürcherischen Kirche.

Nach Vollendung seiner theologischen Examina ward Sal. Heß zunächst Informator in der Familie des Herrn Stehrichter Kasp. Escher im Sonnenhof zu Zürich. 1786 verheirathete er sich mit Margaretha Waser, Witwe des V. D. M. Ulrich Ziegler.

Zunächst behielt er seine Informatorstelle bei, verlegte sich aber mit immer größerem Eifer auf das Studium der schweizerischen Kirchengeschichte. Die ersten Früchte desselben waren die Biographien des Gräsmus (Zürich 1791) und Decolampadius (Zürich 1792). Auf Grund dieser wissenschaftlichen Thätigkeit hoffte er auf Erlangung eines Zürcher Professorats; aber es fehlte ihm hiefür die nöthige Protektion. Anfang 1790 wurde er dafür auf Lavaters Vorschlag Katechet in Leimbach, im Oktober gleichen Jahres in Enge, einige Monate lang noch unter Weiterbesorgung der erstgenannten Gemeinde. Er hatte nun auch die Donnerstagsspredigt am St. Peter zu halten. Diese Stellungen veranlaßten den jungen Geschichtsforscher auch die Geschichte der Mutterkirche St. Peter und ihrer Filialen zu studiren und zu schreiben. Im März 1793 erschien sie im Druck unter dem Titel „Geschichte der Pfarrkirche zu St. Peter in Zürich, ihre Schicksale, Freyheiten, Verwaltung u. s. f. von ihrem Ursprung bis auf unsere Zeiten. Ein dokumentirter Beitrag zur Beleuchtung der Kirchen- und Reformationsgeschichte des Schweizerlandes“ (Zürich, Ziegler & Söhne).

Am 11. September 1792 starb Lavaters Kollege und Herzensfreund, Diacon Konrad Pfenninger, worauf sich der bei der Gemeinde schnell beliebt gewordene Hefz um das erledigte Diaconat zu St. Peter bewarb und am 27. September von der Gemeinde mit 437 Stimmen gewählt wurde (seine drei Mitbewerber, der nachmalige Senator Tobler, Pfarrer Sal. Klausser am Oetenbach, und Diacon Geßner am Oetenbach, der spätere Antistes, bekamen zusammen 377 Stimmen). Hefz blieb nun Lavaters Kollege bis zu seinem Tode 1801 und wurde alsdann am 18. Januar 1801 einstimmig zu dessen Nachfolger im Pfarramt gewählt. Diacon ward sein Vetter Georg Schultheß, bis dahin Leutpriester am Grossmünster. Hefz bekleidete sein Amt trotz vielen körperlichen Beschwerden mit großem Geschick, ward

Mitglied des Kirchenraths und schrieb noch eine Reihe kirchengeschichtliche Werke, die jedoch der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit entbehren<sup>1)</sup>. Später führten seine körperlichen Leiden auch zu zeitweisen Geistesstörungen. Er mußte daher 1830 resigniren. Er starb 1837 in Emmishofen.

Hören wir nun, was er über Lavater schreibt. In seiner Selbstbiographie (Bd. I, S. 103 ff.) finden sich zunächst unter dem Titel „Mein Verhältniß zu Lavater“ folgende Aufzeichnungen:

„Herr L. war sehr nachsichtig und erwies mir alle Achtung, die bei mehrerer Entwicklung zunehmend stieg. Er gab Acht auf das, worin ich stärker werden zu wollen schien — und überließ mir nachher gänzlich diese Geschäfte, weil er sich auf mich verlassen konnte. Vielleicht darf ich mich einer gewissen Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Festigkeit, Thätigkeit, Geschäftskenntniß freuen, welche Eigenschaften ich übrigens ihm hauptsächlich ablernte. Selten oder nie sprach er mit mir über meine Predigten oder Arbeiten, gab mir auch niemals Winke --- doch, wenn er glaubte, daß mir eine besonders gerathen war, sprach er auch in der Dienstagsgesellschaft, in welche er mich bald nach meinem Amtsantritt als Mitglied introducirt, mit Achtung davon. Ein einziges Mahl erinnere ich mich (es war im 1. Revolutionsjahr 1798) eines Winkes von ihm, daß ich nicht zu oft als neugieriger Horcher in der Municipalitäts-Stube mich einzufinden möchte; mein allzu öfteres Kommen falle auf. Er wußte diesen Wink sehr delicat einzukleiden — wie denn Delicatesse ein Haupt-

---

1) Geschichte des Zürcher Katechismus 1811: Ursprung, Gang und Folgen der durch Ulr. Zwingli in Zürich bewirkten Glaubensverbesserung und Kirchenreform 1819. Das Reformationsfest 1819. Anna Reinhart, Gattin und Witwe von Ulr. Zwingli 1819. Biographie Heinrich Bullingers 1828. Ferner Andachten und Gebetsübungen für die christliche Jugend 1810, 1820.

zug in seinem Charakter war. Ein andermahl meinte er, ich sollte die ehegerichtlichen Partheien aus der Gemeinde ihren Proceß selbst dem Richter anhängig machen lassen, ohne sie zu weisen. Hierin aber nahm ich die Freyheit, meinem Kopfe zu folgen, weil ich wußte, daß die Ordnung dies erforderte und daß es in Allweg besser gieng.

„Viele verwunderten sich, wie mir neben diesem Mann, der so viel eigenes hatte, wohl seyn könnte; sie standen in der Vermuthung, er drücke und despoticire, wolle alles nach seinem Kopf haben und lasse den Collegen inferioris ordinis alle Augenblicke seine Superiorität fühlen. Gerade das Gegentheil! Nichts war leichter, als neben ihm zu arbeiten: — sich mit ihm zu verstehen, dazu erforderte es gar wenig Kunst. Ja, ich mußte oft unverhohlen gestehen, daß ich neben keiner Seele in der Welt, nicht neben meinem nächsten Verwandten, nicht neben meinem Bruder, so gut stehen könnte, wie neben ihm. Er redete mir so gar nichts ein — und alles war ihm so durchaus recht, was ich that, daß ich durch diese Toleranz vielleicht etwas verwöhnt wurde. Von mir sprach er allenthalben mit aller Achtung — und vertheidigte mich, wo sich etwa ein schiefes Urtheil hören ließ. Ich erinnere mich, daß er einmahl einer Person, die sich verlauten ließ, ich habe eine eigene Manier in den Abendgebettern, sie verstehe sie nicht und es dünke sie — antwortete: ich bin nun schon einige Mahle drinn gewesen und habe ihn beobachtet und sage, seine Manier ist gut und popular; wer ihn nicht versteht, der will ihn nicht verstehen und versteht dann auch andere nicht. — Wann ich zu ihm kam, so war er immer bereit zu dienen und zu rathen, doch selten ganz offen und vertraulich. Jedoch schlug er ein mahl ein paar Tage, da sein Haus leer stand, weil seine Gattin und Kinder auf dem Land waren, bey mir sein Quartier auf. Wenn Fremde bey ihm waren, welches bald täglich geschah, so präsentirte er mich ihnen als

seinen Kollegen. — Wann große und berühmte Männer nach Zürich und zu ihm kamen, so ließ er es mich allemahl wissen, damit ich sie bei ihm auch sehen könnte. Nie blieb er aus, wenn ich ihn etwa zu einem Essen einlud, weil seine Gegenwart meinen Freunden Freude machte. Als ich im Frühjahr 1793 in den äußern Gemeinden die Trünke<sup>1)</sup> gab, als altes Herkommen für die Diaconatswahl, so war er allemahl ganz gegenwärtig und ganz Lavater, d. h. der interessanteste, amüsanteste, von jedem geschätzteste Gesellschafter. Man freute sich, wo man ihn in einer Gesellschaft sah; denn da war man sicher, daß alle Langeweile verbannt war und daß man einen ungemein anmuthigen Abend genoß.“

Unter dem weiteren Titel: „Lavaters Verdienste, Tugenden, öffentliches und Privatleben“ fährt Heß fort (S. 105):

„War etwas an den Leuten zu profitiren, so profitirte er's — oder er gab Anlaß, daß man ihn selbst profitiren konnte. Da war durchaus keine schwerfällige Gravität. Es war jedem in seinem Umgang innig wohl. Er hatte die Gabe, Alle, selbst seine Feinde, magnetisch an sich zu ziehen, daß fast alle mit Lobprüchen über ihn weggingen und seinem Charakter, seinem Herzen, seinen Talenten und Kenntnissen, seiner Gabe der Unterhaltung alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn sie an seinen

---

1) Kulturhistorisch interessant ist die Anmerkung hiezu: „Diese Trünke kosteten mich netto 700 fl., und ungefähr 3—400 fl. erforderte es, bis ich in mr. Diaconatswohnung eingesessen und der Auskauf bezahlt war. Es gelang mir späterhin, diese lästigen Gemeindetrünke abzuschaffen; ich war der letzte, der sie bezahlte. Meinen früheren Antecessoren waren sie sehr drückend. Der sel. Herr Pfarrer Freytag konnte die 1000 fl., die er hatte entlehnen müssen, nie wieder bezahlen — und Herr Pfarrer Pfenninger noch weniger. Obwohl die Diaconat-Stelle ziemlich einträglich war, so war es durchaus unmöglich, dabei etwas auf die Seite zu legen.“

Begriffen, Ansichten, Opinionen manches zu tadeln fanden. Ich weiß mich keiner toleranteren Seele in meinem Leben zu erinnern, und doch schrieen ihn seine Feinde für intolerant aus. Sie waren's, die Thor'n!

„Im Convent<sup>1)</sup> spottete man seiner als eines Schwärmers, und doch wagte es selten einer, es mit ihm aufzunehmen oder ihn anzugreifen; denn — er redete als einer, der Gewalt hatte, sprach mit Muth und Kraft für das Evangelische Christenthum, bestritt den ungläubigen Zeitgeist, ohne die Personen selbst anzugreissen. — Ich habe ihn nie bitter urtheilen hören, aber ihn unzählige Mahle die gressen Schwachheiten seiner Gegner mit dem Mantel der Liebe bedecken sehen. Es that ihm in der Seele wehe, daß der gelehrte Herr Canonicus Steinbrüchel sein erklärter Gegner war, hinter welchem sich einige andere Jüngere verbargen und Gift und Galle über ihn ausspieen — er hatte nicht blos Achtung, sondern Liebe für seine Person. Wenn Steinbrüchel nur halben Wegs ihm entgegengekommen wäre, er wäre ihm in die Arme gelauffen und hätte ihn geküßt. So wenig wisch er ihm aus, daß er ihn oft in der Conventstube auffsuchte, um eine  $\frac{1}{4}$  stunde mit ihm conferieren zu können. In den Examinibus rigidis, wo Steinbrüchel die ganze Stärke seiner Lehrerkraft an den Tag legte, war niemand fleißiger und aufmerksamer als Lavater. „Wir finden einander doch noch“, sagte er ein paar mahl zu mir — „ist's hier nicht, so ist's in der künftigen Welt. Steinbrüchel muß mein Freund sehn. O! wenn er ein Herz zu mir hätte, wie ich zu ihm — wie wäre mir das Seelenfreude“.

„Die mühsame Stelle des Scholarchats, welche Lavater um diese Zeit bekleidete, war ihm durchaus zuwider. Er

---

<sup>1)</sup> Lavater gehörte als Stadtpfarrer sowohl dem Examinateurenkonvent (Kirchenrath) als auch dem Schulkonvent an.

hätte sie vielleicht abbitten können, aber er wollte alle Gerechtigkeit erfüllen, hielt aus und versah sie so, daß bald jedermann sagte, es sei nun seit langen Jahren kein solcher Schulherr gewesen.

„Man glaubte, er studiere nicht auf seine Predigten, extemporire alles u. s. f. Das mag vielleicht während seinem Diaconat oft der Fall gewesen seyn. Als Pfarrer trat er nie unvorbereitet an den Sonn- und Festtagen auf die Kanzel. Gewöhnlich schrieb er seine Predigt ganz — immer wenigstens einen ausführlichen Schematismus, in welchem der gesundeste, heiterste, behaltbarste Plan herrschte — wie er dann aber auch immer auf Plannäsigkeit drang und dieselbe allen Studierenden warm empfahl.

Ich weiß kein Pfarrgeschäft, dem er nicht mit möglichster Gewissenhaftigkeit abgelegen wäre. Freylich waren seine Privat-Audienzen sehr kurz — man hörte oft von ihm: „Macht kurz! Macht kurz! Ich hab' unmöglich Zeit, lang zu sprechen! Die Post! Die Post!“ Hierüber klagten nun freylich manche, denen es nicht gegeben war, kurz zu seyn, und meinten, die Gemeindgeschäfte sollten zuerst spedirt seyn und dann die Postgeschäfte erst hintendrein. Jezuweilen mochten sie Recht haben; aber Lavater war gar zu sehr mit Geschäften überhäuft. Er half darum den langweiligen Erzählern durch zweckmäßige Fragen auf die Beine und ihren schneckenmäßigen Ideen zur schleunigen Geburt. Selten war er während dem Audienzgeben unbeschäftigt; immer hatte er etwas zu ordnen, zu rangieren, zu schreiben, wie er denn oft zwey bis drey Personen auf einmahl occupirte. Oder wenn gar nichts zu ordnen war, während die Besuchenden ihre Angelegenheit vorbrachten, so schnitt er Federn und spitze Bleistifte, damit ihm dies, wenn er allein war, keine Zeit wegnehme. Noch kenne ich niemand, der so sehr mit Minuten geizte, wie er. Sein Grundsatz war: „Vor dem

Frühstück muß etwas Gutes gethan seyn, damit dasselbe besser hinuntergehe“<sup>1)</sup>). Jedennoch, wenn er Verhöre, z. B. von streitenden Chegenossen, auf eine Stunde angezeigt hatte, so war er denn ganz Ohr und so tolerant, daß er sie halb Stunden schwatzen und sich ganz ausplaudern ließ, so daß ich mich selbst oftmals über ihn verwunderte. Diese Manier, die Leute zu verhören, auszufragen, sie von Excursen wieder auf die Hauptſach zurückzuführen, den Hauptzweck immer fest zu halten, alle Kräfte zur Bewirkung einer Ausſöhnung aufzubieten — nicht nachlassen, bis ein Weg in ihre Herzen gefunden war — mit Würde und doch ohne schwerfällige Gravität zu antworten und jedem einen nützlichen Rath zu geben, diese guten Eigenſchaften fielen mir sogleich als etwas sehr Nachahmenswerthes an ihm auf. Ich studirte sie und glaube, in dieser Rücksicht ein nicht unglücklicher Schüler gewesen zu seyn. Es war überhaupt nicht schwer, ihn zu kennen. Man hatte ihn so bald ausstudirt. Sein offenes Wesen hat es jedem so sehr erleichtert, ihn kennen zu lernen. Ich hatte ihm auch in Anſehung der Gewandtheit der Sprache, des Stils, der Richtigkeit, Bestimmtheit, Kürze, Stärke des Ausdrucks viel zu danken — und einige Correkturen, die ich mir in etlichen Aufſätzen von ihm ausbat und studirte, brachten mich hierin nicht unbeträchtlich vorwärts, sowie ich überhaupt durch sein Beispiel die beste Art der Geschäftsführung mir immer mehr eigen zu machen suchte. Wenn ich also in diesem Punkt vielleicht nicht zurückgeblieben bin, so war Lavater mein Lehrer, ohne es eigentlich seyn zu wollen.

---

<sup>1)</sup> Anmerkung der Gattin 1808: Seine eigenen Worte waren: „Ergend eine gute That und eine religiöse Handlung vor dem Frühstück“. Als ich sagte: „Ja, wenn man spät dejeunirt, so geht das wohl an“, sprach er: „Eine religiöse Handlung ist bald verrichtet, und eine gute Handlung thut im Augenblick nach dem Dejeuner, wenn ihr es nicht vorher könnet“.

„Ich sagte oben, Lavater habe mit seinen Minuten gegeizet. Eine Probe davon ist, daß er, so oft er Amts und Beruf wegen irgendwo Stunden lang aushalten mußte — in Schul-examen, in langweiligen Conventen u. s. f. — er, wo Andere gähnten, plauderten oder schliefen, immer beschäftigt war, bald eine Schrift zu durchblättern oder Druckbogen zu korrigiren, oder, was am häufigsten geschah, seine Gedanken in Hexametern niederzuschreiben<sup>1)</sup>, die ihm so geläufig waren wie immer Prosa. In seinen letzten Jahren hatte ich ihm auf der Kanzel fast sonntäglich kurze Aufsätze in Hexametern vorlesen müssen. Die einzelnen Gedanken sammelte er in kleine Theeklin. Die ganze, aus einigen 100 Bändchen bestehende Sammlung, auf welche er einen großen Werth setzte, nannte er Gedanken-Bibliothek.

„Er war ein Muster von Dienstgefalligkeit. So oft ich kränkelnd war oder ein vices mußte versehen lassen (ein Fall, der oftmals eintrat), anerbte er sich zu allen Predigergeschäften. „In allen Nothfällen disponiren Sie“, sagte er, „wir sind ja Brüder. Wer soll einander helfen, wenn Brüder nicht?“ Daher hielt er auch jezuweilen eine Kinderlehre, ein Abendgebet für mich. Man war dies an ihm so gewohnt, daß man sich nur nicht darüber verwunderte. Und wer sich darüber verwundert hätte, dem hätt er gesagt: „Aber das versteht sich ja von selbst“. Freylich, es sollte sich verstehen, versteht sich aber gewöhnlich nicht. Denn wirklich wußte man bis auf Lavaters Zeiten von einem solchen brüderlichen Abnehmen der Geschäfte nichts und weiß zur Zeit noch davon in andern Gemeinden nichts. Doch hat sich hierin in den neuesten Jahren auch Manches geändert, was ich mehreren Mit-Stadtpredigern zum Ruhme nachreden muß.

---

<sup>1)</sup> Anmerkung der Gattin: „Es hat nie mehr Gedanken Kärtlin gegeben als in den Conventen“.

„Wenn er so ganz in frohmüthiger Laune bei mir zu Tische saß und von unsfern Antecessoren und ihrem gegenseitigen Verhältniß die Rede war, so sagte er: ,Die früheren Zeiten hieß man die Pfarr- und Diaconats-Stelle am St. Peter Bank-  
pfunden — es war auch so —; denn die Herren verstuhten sich selten gut. Ihre Rechte waren nicht ausgemarchet, und es herrschte da keine Vertraulichkeit. Ich habe meinem Antecessor, Herr Pfarrer Freitag, als sein Diacon vor- und nachgeben müssen — sonst! — Er fühlte, daß er Pfarrer war. Diese Gespanntheit hat sich ganz verloren. Pfenninger und ich waren ein Herz und eine Seele, und da mein Herr Collega und ich sind auch gute Freunde, und so ist der alte, laide Titel unters Eis gegangen. Er soll drunter bleiben‘.

„So dienstgefällig er war — ebenso dankbar. Ihm selbst erwies man keine Gefälligkeit, ohne daß man sicher auf eine Belohnung rechnen konnte, die den Werth der Gefälligkeit gewöhnlich weit überstieg. Diese bestuhnd gewöhnlich aus 1 Exemplar seiner gedruckten Schriften oder mit Versen von ihm beschriebenen Kupferstichen. Erwiesene Gefälligkeiten vergaß er nie hoch anzurechnen oder anzurühmen.

„Sein halbes Vermögen theilte er mit den Armen; und wenn er in den spätern Jahren etwas nachgab, so geschah das nicht, weil sein wohlthätiger Sinn geschwächt wurde oder daß ihn der Undank und die Unwürdigkeit vieler zurückgeschreckt hätte, sondern weil es seine Deconomie nicht mehr erlaubte. Seine Liebhabereien für Gemälde, Kupferstiche, Handrisse, Zeichnungen kosteten ihn enorm, brachten ihn oftmals in große Verlegenheit, nöthigten ihn, wieder Partheien davon zu verkaufen oder das Ueberflüssige, Entbehrliche, Kostspielige, Doppelte in Lotterien, die er selbst zog, wieder an den Mann zu bringen. Die Lotterien haben nichts beschlossen. Er hatte immer von der Hand zum Maul und mehr nicht. Ich sagte ihm einmal, ich

meine, es sey nicht seine Bestimmung, daß ihm Gott durch Geld helfe. Er sagte, es scheine ihm auch so und liege in der Erfahrung. Die Vorsehung ließ ihn indeß niemals stecken. Gerade, wenn er sich in solchen Verlegenheiten befand, langte etwa eine beträchtliche Bestellung an, oder er erhielt ein ansehnliches Geschenk aus einem Adelichen Grafen oder Fürstenhaus oder ein Vermächtniß, auf welches er nicht gezählt hatte. So z. B. legirte ihm die verstorbene Ifr. Anna v. Van den Berg auf dem Kreuzbühl, von welcher er 14 Tage lang während ihrem Krankenlager fast nie wegkam, 4000 fl., welche er bald nach ihrem Tod in blanken Louis d'or erhielt. Ich glaube nicht, daß er diese Summe bei 8 Tagen im Hause hatte — sie wurde sogleich verwandt, alte Schulden und ausstehende Conti zu bezahlen<sup>1)</sup>.

„Sein schönes Cabinet von Gemälden, Handzeichnungen und Physiognomischen Rissen stand jedem, der es besehen wollte, mit wenigen Ausnahmen zum frehesten Gebrauch offen. Er hatte einen solchen Glauben an die Ehrlichkeit derer, welchen er sein Zutrauen schenkte, daß er Fremde bei Stunden und halben Tagen ganz allein in seinem Cabinet ließ, und die meisten fühlten den Werth seines Zutrauens so tief, daß selten Einer die Hand ausstreckte, ihm etwas zu entwenden<sup>2)</sup>.

Innig wohl war ihm im Kreise der Seinigen. Er würzte jedes Mittag- und Nachessen mit lehrreichen Gesprächen, interessanten Erzählungen von dem, was er gelesen (er las sehr viel und selten entging ihm eine merkwürdige religiöse Schrift),

---

1) Anmerkung der Gattin: „Aber auch die Armen zogen viel davon — Du glaubst nicht, wie es gieng mit Bettlen — jeder wollte etwas haben. ‚Er hat doch izt viel Geld bekommen!‘ hieß es“.

2) Anmerkung der Gattin: „Ja, lieber Engel, weiß nicht! O wie misbrauchte man seine Großmuth — worüber er oft seufzte. Manches kam ihm sozusagen unter den Augen fort. Da pflegte er zu sagen: ‚Es ist izt geschehen; was will ich machen? Es hat izt so seyn müssen‘.“

den Tag über beobachtet oder im Beruf erfahren. Darum hingen auch Gattin und Kinder mit ganzer Seele an ihm. Einigen Freunden und Verehrerinnen zu lieb hielt er alle Montag Abende in seinem Hause eine Art Erbauungsstunde, genoß auch mit ihnen an den Festen besonders das Abendmahl. Diese Gesellschaft, welche nach seinem Absterben noch mehrere Jahre von seinem Tochtermann im Leben erhalten wurde, hatte viel Aehnlichkeit und stuhnd auch in etwelcher Verbindung mit der Baslergesellschaft. Ganz besonders heilig war ihm der Karfreitag als der Todestag des Herren, für ihn der feierlichste Festtag des Jahres. An diesem Tag schlug er niemandem eine Bitte ab — wosfern er sie nur immer erfüllen konnte. An diesen Tagen erfreute er gewöhnlich seine Freunde mit erbaulichen Versen in Handschrift sowohl als gedruckt.

„Es war ihm sehr lieb, daß die Kirchenregister, Tauf-, Ehen- und Todtenbücher unter meinem Diaconate wieder in Ordnung kamen und die Lücken ausgefüllt wurden, die durch die oft übermäßige Geschäftsmenge meiner Antecessoren in denselben entstanden waren. Er selbst hatte sich darin einige Versäumnisse zu Schulden kommen lassen, welche ihn oft bänglich machten. „Ach, das gehört“, seufzte er oft, „auch unter die Schulden, die ich nicht mehr zu bezahlen im Stande bin. Herr Collega! Helfen Sie! Ich verlasse mich auf Sie!“ Das Verzeichniß der Verstorbenen unter seinem Diaconate war gar nie in's Hauptbuch getragen worden; doch waren die einzelnen Zedel noch alle vorhanden. Er tröstete sich damit, es sey doch fast Alles in die Monatlichen Nachrichten (dies war aber denn doch kein Authenticum) eingetragen worden. Ich sorgte dafür, daß sowohl diese Versäumniß als eine ähnliche des Herrn Diacon Pfenningers, welcher anderthalb Jahre die Register der Getauften in's Hauptbuch einzutragen unterlassen hatte, so gut möglich wieder redreßirt wurde.“ —

An diesen Abschnitt des Tagebuches schließt sich sofort ein anderer unter dem Titel: „*Lavaters besondere Originalitäten* (S. 143 ff.):

„Lavater hatte seine Eigenheiten und Sonderbarkeiten, die zuweilen in's Lächerliche fielen — wer hat sie nicht? — Täglich z. E. machte er sich zum Gesez, eine genannte Zahl in seinem Zimmer herumliegende Sachen aufzuräumen und an ihre gehörigen Stellen zu legen. In seinem Geschäftsrodel, den er morgens frühe schrieb, stand gewöhnlich 150 aufzuräumen, auch etwa 200 und 250, je nachdem er Zeit hatte. So viele Kleinigkeiten, als diese Zahl in sich fasste, mußten an Ort und Stelle gelegt werden. Er nahm z. Exempel ein Papierchen, legte es an seinen Ort, hieß das eins, und so fuhr er dann mit Pfeilschnelligkeit fort zu zählen und aufzuräumen, bis das hundert- und fünfzigste Papierchen in Ordnung gelegt war. Dann wandte er sich schnell zu einem andern Geschäft. — Sehr peinlich war es ihm, etwas Nasses oder auch nur den Glanz des Nassen auf einem Tisch glänzen zu sehen — er hatte keine Ruhe, bis es abgewischt und sauber in Ordnung war. Durchaus konnte er's nicht leiden, wenn eine Kerze von Unschlitt mit den bloßen Fingern angerührt wurde; es mußte durchaus ein Papierchen genommen seyn. Er selbst brannte immer Wachskerzen. Wann bei öffentlichen Leichenbegägnissen oder sonst wann er über die Straße gieng, ein Stein im Weg lag und ihm, was häufig der Fall war, die Besorgniß einfiel, daß jemand darüber hinstolpern könnte, gleich gieng er darauf zu, packte ihn an und trug ihn auf die Seite. Dies geschah an den Leichenbegägnissen selbst im Kanzelrock, wo er sich nichts daraus machte, aus dem Glied hervorzutreten und mit dem einzigen Worte, „es könnte jemand darüber hinfallen“, den Stein auf die Seite zu tragen. Ob alle Nachbarn lächelten oder lachten oder spöttelten, daran fehrte sich Lavater nie, frug auch nie: „Was sagt man dazu?“ —

Wann er zu Tische saß, sah er scharf nach, daß Vouteillen und Gläser am rechten Fleck und so standen, daß man das Umschmeißen nicht zu besorgen hätte. Da konnte es ihm niemand recht machen — er rangirte dies selbst und hatte offene Augen oft eine lange Tafel hinunter<sup>1)</sup>. — Einst befahl er seinem Bedienten, Papiere für den s. v. Abtritt zu verschneiden. Da dieser seines Herrn Exactitude kannte, so brachte er dieselben dem Buchbinder, und so erschien dieser Titel im Jahr-Conto: „Dem Herrn Papeir für das Salve venia in duodez“. Die Entschuldigung des Bedienten war: Er habe die Genauigkeit des Herrn Pfarrers gekannt, und weil er sich gefürchtet, daß er es ihm nicht recht machen könnte, so habe er sie dem Buchbinder gegeben. Er machte sich nichts daraus, diese Anecdote selbst zu erzählen.

„Ebenso exact war er in seinem Zimmer; da war die beste Ordnung immer noch mehr simplificirt, jedes Plätzchen benutzt — das Licht mußte gut auf den Tisch fallen — die Portraite per-

---

<sup>1)</sup> Anmerkung der Gattin: „In diesen Fällen war er ein Criticus — fast möcht ich sagen: Splitterrichter — ohne seinesgleichen; aber dabei ungemein gutmüthig und freundlich, und alles mit einem holden Lächeln, daß man seine Correcturen nie übel nahm. Ja, es war einem noch lieb, wenn man gefehlt hatte, damit man seine Verweise anhören konnte. Er brachte diese mit einem so gutmüthigen Witz vor, daß es einem angenehm seyn mußte. Natürlich! er konnte fehlen wie Alle, hat sich wohl auch manchmal an andern verfehlt — aber, sagte ich oft, er gehört zu denen Menschen, dir das Privilegium haben, zu fehlen, weil sie auch das Privilegium haben, ihre Fehler, sobald sie dieselben einsehen, auf eine schöne, edle Art zu vergüten, von welcher die gewöhnlichen Menschen keinen Begriff haben.“ — „So hab ich's von meiner seligen Mutter gelernt“, pflegte er zu sagen, „und so macht's auch Ihr; die Manier ist gut“. So oft ich einen Lichtpußer in den Stock lege, denk' ich an ihn. .... Seine Copisten hielt er scharf unter der Zucht. „Haarscharf alles! — Pünktlich so! Sonst ist's unausstehlich! — Aber, mein Gott, wie könnt ihr so dummm seyn! Wie tausend und tausendmahl hab' ich schon gesagt! — Ihr seyt incorrigibel! Wenn man dann aber etwas verfehltes abbat, so war nicht bald jemand geschwinder befriedigt als er.“

pendicular in gleich laufenden Linien harmonisch hängen, daß alles gut in's Aug' falle — die Nägel durften nicht zu groß seyn, damit sie leicht hinunter genommen und angehängt wurden. Alles Schreibpapier mußte beschnitten, die Tinte pechschwarz, die Bücher gleichmäßig gebunden — die Portraite, das Cabinet in den geschmackvollsten Bänden gut ins Auge fallen. So hatte er auch die Gewohnheit, an allen Orten, wo er hinkam und pernoctirte, im Zimmer irgendwohin seinen Namen zu schreiben<sup>1)</sup>.

Über Lavater als Seelsorger am Krankenbett schreibt sein Kollege (Bd. II, S. 13):

„Lavater that sich auf seine Manier, die Kranken zu behandeln, viel zu gut, und unstreitig hatte er einen reichen Schatz von Erfahrungen. Er war so unerschöpflich reich an Beispielen, Sprüchen, Liedern, daß es ihm nie an Stoff gebrach und daß diejenigen, welche sich unter seine Freunde zählten, viel Nutzen und Erbauung von ihm hatten. Er sagte mir oft: „Ein bis 2, auch 3 Krankenbesuche an dem gleichen Ort sind sehr leicht, aber die folgenden desto schwerer. Es bedarf ein besonderes Talent dazu, um fruchtbar zu seyn. Man hat sich so bald aussprochen und ist in Verlegenheit, wenn der Kranke nicht reden will. Der Prediger soll aus seinem Vorrath altes und neues hervorzunehmen und alles am rechten Ort anzuwenden wissen. Er soll einen Schatz von Exempeln im Vorrath haben, er soll seine Bibel kennen“ u. s. f. Wirklich las Lavater oft an Krankenbetten ein Stück aus dem Testament und redete darüber. Er ließ merken, daß er hierin ein viel glücklicheres Talent habe als Herr Antistes Heß, welcher zu genirt und steif sey. In-

<sup>1)</sup> Anmerkung der Gattin: „Es war ein voller Meister in der Kunst, jeden zu benutzen, wozu er ihn tauglich fand. „Ich weiß, wo ich die Leute pakten muß“, sagte er einmal, „und wo sie am faßbarsten sind. Es kommt mir vor, wie wenn ich das Licht lösche: ich mache ihm allemahl ein Zickli, daß es bald brenne.“

deßsen fand doch meine Gattin während meiner Krankheit des Letzteren Besuche viel tröstender, herzlicher, kräftiger, als die von Lavater, da dieser, wenn er kam, oft nur wenige Minuten blieb und jezuweilen nichts anderes sagte als: „Ihr müßt euch in Gottes Namen in den Willen des Herren ergeben — es ist nur gar keine Hoffnung, daß er je auftkommen kann“.

Bei späterer Gelegenheit schreibt S. Hesß (II., S. 48): „Behäufig muß ich bemerken, daß Lavater für Öeconomie gar keinen Sinn hatte und alles, was das Hauswesen anbetraf, mit unbegrenztem Zutrauen seiner Gattin überließ. Er gestuhnd auch gerne, daß er hievon gar nichts verstehe und nichts verstehen wolle und diese Sorge denen überlässe, die diese Geschäfte verstehen. Er hatte nur nicht einmahl gerne, wenn man ihn hierüber befragte. Seine Schuldner konnten darauf zählen, daß er sie nie an's Recht rief, wenn sie nicht zahlten, sie bringen ließ, was sie wollten und ihnen sogleich Glauben zustellte, wenn sie ihm angaben, daß es ihnen zu schwer falle, den Zins zu bezahlen. „Wenn sie mich betriegen“, sagte er, „so geschiehts auf ihre Gefahr“. Daher ließ er auch bei den Grundzinsen seiner Pfrundgefälle 6 und 7 Zinse auflaufen, was nachher die Kirche bonificirte. So kam er auch im Kommunionwein, welchen ein Pfarrer der Kirche zu verrechnen hat, sehr zu kurz, weil er nie nachfrug, wie viel gegeben worden sey. Am Ende berechnete er seinen Schaden auf einige hundert Gulden, die er aber nicht zurückforderte.

„Lavater war sich gewohnt, so oft ihm Geld einging, was er nicht gerade brauchte, seinen vielen Arbeitern und Handwerkern etwas auf Abrechnung zu schicken, damit der Conto auf's neue Jahr nicht zu groß würde. Dann ließ er sie nur bitten, es aufzuschreiben, trug die Summe wohl in seinen Tagrodel, aber in kein Rechnungsbuch ein. So groß war sein Zutrauen auf die Redlichkeit anderer. Er untersuchte nur nie und

wollte es nie untersucht haben, ob man ihn betrog. Es war sein Grundsatz, was er an Sabran schrieb:

„An anderer Tugend glaubt, wer Tugend in sich hat;  
Sei gut, so wird dein Glaub' an Gute niemals matt“.

„Wenn er jezuweilen die Betrügerey oder Dieberey anderer mit offenen Augen sehen mußte, so ließ er es mit einem freundlichen Verweise bewenden; er hätte sich der Sünden drum gefürchtet, einen solchen vor dem Richter zu belangen. Er ertappte einmahl einen in seinem Zimmer, der einen aus einer Schublade auf den Boden gefallenen Louis d'or, sobald er seiner ansichtig war, mit dem Schuh bedeckte und ihn, sobald Lavater den Rücken kehrte, auflas und in den Sack stieß. Lavater hatte den Diebstal im Spiegel gesehen, wandte sich um und setzte den Menschen zu Rede; da dieser frech alles wegläugnete, so ließ ihn Lavater ohne weiteres seiner Wege gehen.“ —

Zu Lavater's bekannter Deportationsgeschichte bringt Hessens Selbstbiographie (II., S. 52) eine bemerkenswerthe Erklärung. Auf Seite 299 derselben ist ein Brief von Hefz an Lavater abgedruckt, der berichtet, was die St. Petersgemeinde für ihren deportirten Pfarrer that. Dazu bemerkt Hefz:

„Dieser Brief ist geschrieben und nicht geschrieben worden. Das heißtt: er wurde nicht zu der Zeit, da er datirt ist, den 18. May, geschrieben, sondern erst lange nachher, als Lavater in Zürich an seinen Wunden frank lag und mit der Ausarbeitung dieser Geschichte beschäftigt war. Die Briefform dünkte ihm die natürliche; aber da mangelte ihm mancher Umstand. Einmal ersuchte er mich, ihm doch in Briefform schriftlich aufzusezen, was die Gemeinde seinethalben gethan. Ich gieng sogleich nach Hause, schrieb's und bracht es ihm. Der Brief gefiel ihm so wohl, daß er ihn wörtlich abdrucken ließ.“ —

Im 2. Band der Selbstbiographie (S. 78) theilt Hefz noch Folgendes mit:

„Lavater hatte von Basel her eine Art Magnet oder längliches Stahlstäbchen mitgebracht, das ihm allda einer seiner Freunde geschenkt und in Ansehung dessen man ihm weise gemacht hatte, er könne daraus ersehen, ob die Franzosen wieder nach Zürich kommen. Wenn er es wagrecht auf den Finger lege, so werde es sich kaum sichtbar auf eine Seite neigen, wie eine Wünschelrute. Senke es sich rechts, so beweise das, daß die Franzosen nicht kommen. Er setzte viel Vertrauen auf dies Stäbchen, das er indeß nur wenigen der vertrautesten Freunde wies. Er zeigte es auch meiner lieben Gattin M. K. und bewies ihr daraus die Gewißheit, daß die Franzosen nicht kommen können (Sept. 1799). Sie konnte aber trotz ihrer Aufmerksamkeit keine Bewegung an dem Stäbchen bemerken.“

Vieles Weitere, was Hefz aus eigener Beobachtung über seinen Kollegen schreibt, ist bereits gedruckt: der Bericht über Lavaters Verwundung (Predigt vom 29. Herbstmonat 1799) &c. Es sei auch verwiesen auf die Leichenrede am 4. Januar 1801 und eine Synodalrede von 1801.

Hefz weiß in seinem Tagebüchle noch Manches aus der Revolutionszeit beizubringen, was Lavater's Biographen, speziell Geßner, entgangen war. Er kann eben schreiben (II., S. 31):

„Wir sahen und sprachen uns fast täglich. So oft er (Lavater) eine wichtige Neuigkeit hörte, berichtete er mich davon, und ich notirte dieselbe sogleich. Auch communicirte er mir seine wichtigsten Briefe oft, ehe er sie versandte. Er wußte, daß ich eine Copie davon zog, die er dann oft neuerdings in Erinnerung des Originals für seine Sammlung copiren ließ. Er setzte nie das geringste Misstrauen in mich! Ich glaube auch, sein Vertrauen nie missbraucht zu haben. Benanntes Diarium enthält manches, was man in seiner Deportations-Geschichte und in Geßners Biographie von Lavater vergeblich sucht.“ (Dazu gehört besonders ein längerer Abschnitt über Lavaters Verwen-

dung für die Interimsregierung gegen das vollziehende Directorium (II., S. 95—109).

Es würde jedoch zu weit führen, an diesem Orte darauf einzutreten, wo nur das wiedergegeben werden sollte, was der Kollege über den Kollegen schreibt.

Ich schließe diese Skizze mit den kurzen Worten, mit denen Heß einen Abschnitt über „Lavaters letzte Lebensumstände“ beschließt (S. B. II., S. 124):

„Noch auf's neue Jahr (1801) gab er für die Kanzel ein Paar Verse in die Feder, die noch mit Lebhaftigkeit angefangen waren; aber es war, als ob das Licht seines Geistes nach und nach ausathmete. Er konnte die Worte nicht mehr finden; sein Gedächtniß war zu schwach. Am ersten Tag im Jahr 1801, als ich mich seinem Bette näherte, sprach er nicht mehr, segnete mich aber mit Zeichen der Hand und deutete in den Himmel. Tags darauf fand ich ihn schlafend; der Schlaf dauerte bis gegen 11 Uhr — dann erwachte er zum Todeskampf. Etwa zwey Stunden vor seinem Ende faltete er seine Hände und sprach: ‚Vater, ich sterbe!‘ — allein die Worte starben auf seinen Lippen. Man mußte ihm die Fenster öffnen, und er haschte nach Luft. Noch einmal sprach er zu den Seinigen ‚Bethet!‘, und nach einigen Minuten hatte er überwunden.“ —

